

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 48

Artikel: Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644464>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 48 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

1. Dezember

□ □ Raufsender Brunnen. □ □

Don Max Geilinger, Zürich.

Wenn du hinter dunkel geschlossenem Fenster stehst
Und hörst den Brunnen da draussen plaudern,
Für sich allein, ob du kommst, ob du gehst,
Süßst deine Seele innerstes Schaudern.

Denn du bist arm und der Brunnen ist reich;
Er spricht von Sülle und Ueberschwellen,
Von Kommen und Wandern und Dauer zugleich,
Von seinen heimlichen, heiligsten Quellen.

Und die Rose beim Brunnen rankt und blüht,
Und die Slut im Brunnen ist klar und klingt leise:
Wer für sich selbst wächst, redet und glüht,
Gilt als Narr und ist gut und bleibt wahr und

[wird weisse. (Aus „Silhouetten“, herg. v. P. Kägi.)

□ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

Roman von Lisa Wenger.

34

„Das ist's,“ lachte der Sinner bitter. „Wenn's nicht das wäre, die Furcht vor den vergitterten Mauern, längst hätte einer das verfluchte Haus verbrannt, denn Ihr mögt nun sagen, was Ihr wollt, Herr Lehrer, von Anstetung und derartigem, wir wissen, was wir wissen, und wenn das Haus schön herabgebrannt wäre, vom Giebel bis zum untersten verfaulten Brett, so hätte auch das Gerippe Ruhe. Man hat schon oft in einem gespenstischen Haus mitten in der grauen Asche schneeweiße gefunden und hat gewußt, woher sie stammt.“ Martin brach das Gespräch ab.

„Soll ich ein paar Worte sagen,“ fragte er, „wenn Ihr das Kleine eingräbt?“ Der Sinner kratzte sich hinter den Ohren.

„Es heißt, Ihr seiet nicht unseres Glaubens,“ sagte er.

„Ich will Euch nicht den Pfarrer ersetzen,“ lächelte Martin. „Aber das Kind nur so in den Schnee einbetten, ohne ein Wort oder ein Lied, das scheint mir traurig.“

„Ja, wenn Ihr so gut sein wollt.“ Martin nickte. Sie verabredeten, wann das Kind hinausgetragen werden sollte, und der Vater begleitete Martin bis zum Schulhaus.

Vier Wochen darauf starb das zweite Kind desselben Sinners und eine Woche darauf das Kind eines Nachbarn. So schnell hintereinander seien selten drei gestorben, hieß es im Dorf herum. Nachdem das kleine Schwarzköpfchen begraben worden war, brannte in einer stillen Nacht das

Schulhaus bis auf den letzten Balken nieder. Ruhig und gleichmäßig knisternd leckte das Feuer an dem alten Haus, stieg langsam in die Höhe und flammte auf, als sei das hohe Gebäude aus Stroh.

Als die Sinner, die fest hinter ihren geschlossenen Laden schlofen, erwachten und den hellen Schein über den Schnee glänzen sahen, war nichts mehr zu retten. Das Schulhaus war nur noch ein Haufen glimmender und rauchender Balken.

„So, jetzt hat das Gerippe sein Teil,“ sagten die Mütter. „Jetzt weiß es, wie sterben tut.“

Eine Woche später, als der Bote, der sich alle Monate einmal durch den Schnee nach Sinn hinaufwand, schwer bepackt oben ankam, stand Martin bereit, ihn hinunter zu begleiten. Männer und Frauen umringten ihn. Er sagte einem jeden Lebewohl, und jeder wuschte die Hand an Schürze oder Rock ab und drückte die des Schulmeisters.

„Er hat uns das Schulhaus angezündet und jetzt geht er, sich anzugeben,“ sagte einer zum andern. „Und er will dafür sorgen, daß man uns im Frühjahr ein neues baue.“

„Gott walt's,“ beteten die Mütter.

Durch den hohen Schnee schritt Martin mit dem Boten ins Tal hinunter und hatte nicht lange zu suchen, bis er in der nächsten Bezirksstadt den gefunden, den er suchte.

Mit tiefem Erstaunen hörte der Untersuchungsrichter den seltsamen Bericht des Schulmeisters an. Mit wem hatte er es zu tun? Mißtrauisch haften seine scharfen Augen auf Martin.

„Die Sache ist einfach, Herr Untersuchungsrichter. Ich durfte die Kinder dort oben nicht länger einer solchen Gefahr aussetzen, und da ich eine Schuld zu büßen habe — keine, die in Ihr Fach schlägt, Herr Untersuchungsrichter —, so habe ich sie dadurch tilgen wollen, daß ich ein Uebel aus der Welt geschafft habe, das einer Reihe Kinder das Leben kostete und noch gekostet haben würde. Es ist genau alles so gegangen, wie ich Ihnen erzählt habe. Wenn Sie aber Boten hinausschicken wollen, um die Tatsachen zu ergründen, so müssen Sie sich beeilen. Heute und morgen sind die Wege noch gangbar, übermorgen vielleicht nicht mehr.“ Der Untersuchungsrichter sagte nichts. Forschend betrachtete er Martin und stützte darauf sinnend den Kopf in seine Hand. Dann winkte er dem Landjäger, der neben der Tür stand, und flüsterte ihm ein paar Worte zu.

„Nummer 6,“ befahl er dann laut und fügte, zu Martin gewendet, hinzu: „Er soll Ihnen meine beste — mein bestes Zimmer anweisen.“ Der Landjäger machte eine Handbewegung, Martin ging voran. Als er die Zelle betrat, wurde er dunkelrot. Dann beherrschte er sich.

„Ich soll mich nach Ihren Wünschen erkundigen,“ sagte der Landjäger, ehe er hinausging.

„Papier und Tinte, bitte.“ Der Schlüssel drehte sich im Schloß. Martin trat ans Fenster.

Er sah über die Stadt hinweg. Unter ihm lagen kleine Gärten, die sich terrassenförmig bis zur Straße hinabzogen. Die Straße wimmelte von Menschen, Fuhrwerken, Karren, Trams. Das ganze Gebäude, das ihn aufgenommen und dessen einen Flügel er überblicken konnte, sah aus wie ein Schloß. Das vergitterte Fenster, ein Gassenster, war groß, wie ein gewöhnliches Fenster. Eine Vergünstigung, die Martin zu schätzen wußte. Ein schmales Bett stand in der Ecke, daneben ein viereckiger Tisch, zwei Stühle, ein Schrank. Die altmodische Tapete war mit verblähten Rosen bestreut. Zufällig fiel Martins Blick auf eine der Rosen. Er sah, daß ein kleines Gedichtlein hineingekritzelt worden war. Er las es und suchte weiter. Da und dort enthielten die Blumen Verse. Gute Verse. Wer mochte sie hineingemacht haben? Es stand kein Name dabei. Aus Scham? Aus Stolz? Aus Zorn, hier gefangen zu sitzen und sich unschuldig zu wissen, denn diesem Gefühl entsprangen alle die Verse. War der Dichter verurteilt worden? War er freigesprochen worden?

Wieder schaute Martin hinunter auf die Straße. Da war er nun bei den Menschen, und doch so unendlich fern von ihnen. Viel weiter entfernt, als da er oben in Sinn gestanden und ins Tal hinuntergeschaut hatte. Durch eine Tat von ihnen getrennt, die er verantworten zu können glaubte, wenn nicht vor den Richtern, so doch vor denen, die ihm angingen. Sicher vor seinem Gewissen.

Es schien ihm plötzlich alles, was er früher erlebt, so fern zu sein, so lichtlos, erloschen, so gar nicht mehr lebendig.

Tagelang hatte er, ehe er sich zu der strafbaren Tat entschlossen, bei sich erwogen, ob er den Sinnern den Dienst leisten wolle, zu dem keiner von ihnen den Willen finden-

durfte. Die Nacht, ehe die rote Flamme gen Himmel schlug, hatte er schlaflos zugebracht. Als aber am Morgen seine blassen, hustenden Kinder kamen, als der Ofen Rauch und Qualm spie und man die Fenster öffnen mußte, daß die Kleinen sich vor Kälte zitternd in den Ecken krümmten, als er die schwarzen Tüchlein zum Zeichen des Leidtragens um den Hals von drei Kindern gewahrte und sich sagen mußte, daß es nur eine Frage der Zeit sei, bis drei andere erkranken und sterben würden, da erst war er ruhig geworden und hatte alles, was seinem Zweck dienen sollte, wohl vorbereitet.

Einen ganz kurzen Brief hatte er an Sorella geschrieben, und als in der nächsten Nacht die Sinner gerannt kamen, um staunend in das brennende Haus zu gaffen, hatte er den ersten von ihnen mit den Worten begrüßt: „Ich habe es als meine Pflicht angesehen, euern Kinder ein anderes Schulhaus zu verschaffen. Jetzt brennt die Mördergrube. Zum Retten ist's zu spät, laßt eure Hände davon. Ich nehme es auf mich.“ Andächtig hatten die Sinner ihr Schulhaus stürzen sehen.

Jetzt stand Martin hinter eisernen Gittern und nach wenig Wochen wußte er, daß er zehn Monate lang (eine Strafe, die so mild als möglich ausgefallen war) die Einsamkeit, die Eintönigkeit und das laßende Gefühl des Gefangenseins werde aushalten müssen. Die Richter hatten im weitesten Sinn Milde walten lassen. Sie hatten betont, daß sie die Strafe aussprachen, weil keine Möglichkeit sei, es nicht zu tun.

Blitzschnell hatte es sich herumgesagt, daß der Angeklagte, Martin Born, eben jener Sänger sei, dessen rascher Aufstieg und Ruhm wie eine Welle über das ganze Land gegangen sei. Wieder stand in jedem kleinsten Blättlein sein Name. Man nahm für und wider ihn Partei. Man vergötterte ihn als einen Helden, man verurteilte ihn als einen Verbrecher, man zuckte die Achsel als über einen Narren. Sinn wurde berühmt. Und plötzlich flossen Gaben, kleine und kleinste und große und sehr große sammelten sich in den Händen von Martins Freunden an, wuchsen so rasch, daß kurz nach seiner Verurteilung schon die Sache der Sinner an die Hand genommen werden konnte. Während der Wintermonate wurde berechnet, beraten, vorbereitet, und als der Schnee sich senkte und der kleine, schmale Weg, der zu dem schwarzen Dörflein führte, von Maultieren begangen werden konnte, zog es sich in langem Zug den Berg hinan und die stumm sich freuenden Leutlein dort oben sahen staunend ein neues Schulhaus sich langsam aus dem Boden heben, wie sie es nie zu träumen gewagt hätten.

„He, he,“ lachten sie. „Der Herr Lehrer hat's dem Gerippe gegeben. Das kann sich jetzt am neuen Schulhaus den glitscherigen Schädels einrennen.“ Und später wallfahrte die Sinner hinunter zu Martins Gefängnis, standen mit dem Hut in der Hand vor ihm, drehten ihn verlegen herum und wollten danken, brachten es aber damit nicht weit.

„Und daß einer zu uns kommt, der die Weißen hat, daß wir einen Pfarrer haben dürfen bei uns, das verdanken wir Euch. Das ist gar schön. Gott walt's,“ sagten wieder die Mütter.

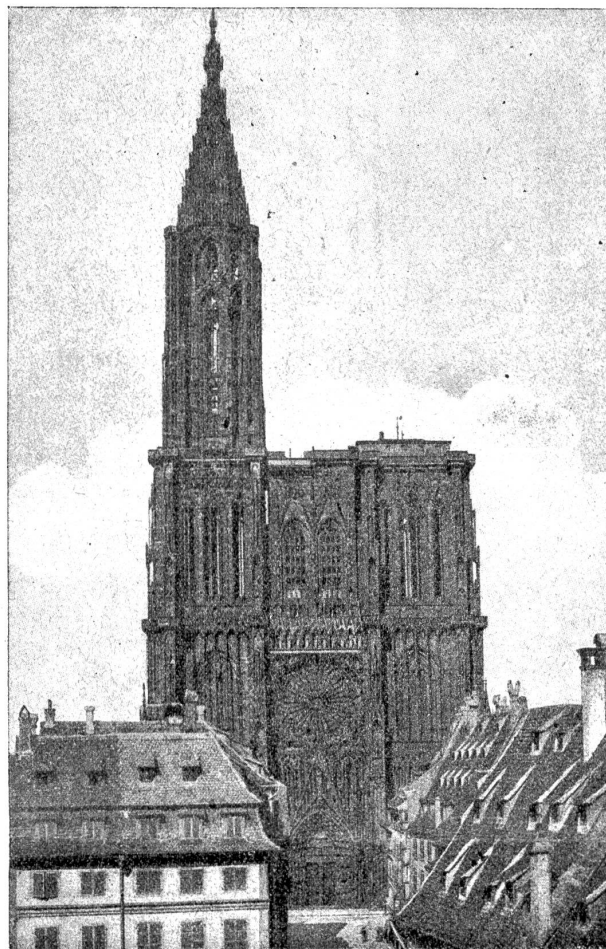
Eintönig fielen die Tage. Für Martin war so viel getan worden, als getan werden durfte. Der Direktor sah

an den Sonntagnachmittagen bei ihm, der Pfarrer kam und plauderte mit Martin über Bücher und Kunst und Musik und an manchen Abenden brachte er seine Violine mit. Martin zum Singen zu bringen, gelang ihm aber nicht. Man erleichterte Martin sein Los auch sonst auf jede Weise. Er hatte in der Zelle bleiben dürfen, in die er als Untersuchungsgefangener geführt worden war. Dadurch blieb er, wenn auch nur mit den Augen, mit den Menschen unten verbunden.

Ein zweiter Tisch stand in der Zelle mit allem, was zum Schreiben nötig war. Er schrieb Briefe, nur kurze Zettel, denn es hielt ihn eine starke Scheu zurück, in der alten Weise mit denen zu reden, die er lieb gehabt. Von allen Seiten kamen Geschenke, Blumen und Briefe. Sein Fall war eine „Sensation“. Das merkte er an der Art der Geschenke und an den Gebern. Er kam sich wie ein Schaustück vor und es war ihm doch so bitter ernst gewesen. Er hatte seine Tat aus der allernotwendigsten Not heraus getan. Die Briefe las er kaum und die Süßigkeiten verschenkte er an die Kinder des Direktors und des Pfarrers.

Er blieb lange Zeit unruhig und bedrückt. Stundenlang, tagelang ging er in seiner Zelle hin und her. Er hatte zu lesen versucht und hatte sich in verschiedenen Fächern auszubilden begonnen. Aber es wollte immer noch nicht stille werden in ihm. Das Chaos seiner Gefühle, dem er hilflos preisgegeben war, die alte Liebe, die Verachtung, die Trauer und auch die Sorge um Lis, die er nicht lassen konnte, quälten ihn. Wo mochte sie sein? War sie glücklich? War sie eingegangen in das Paradies, das sie erträumt oder schon wieder daraus vertrieben worden? Es kam ihm keine Antwort. Die Neugierigen, die an den Besuchstagen kamen und die ihn, ohne ihn zu kennen, besuchen wollten, wies er zurück. Seine Nächsten, Vater und Pflegemutter, konnten ihm nicht antworten, denn sie wußten nichts von Lis. Aber Mutter Marei sprach mit roten Augen von ihr und hatte schneeweißes Haar bekommen, denn es war keine Kleinigkeit für sie, den Dorfweibern gestehen zu müssen, wohin sich ihr Kind verirrt. Und Vater Stefan schlug mit der Faust auf den Tisch, wenn er an seine Schwiegertochter dachte, sagte aber nichts, um Martin nicht zu verletzen. Sie waren beide bald gekommen und hatten Körbe voll heimatllicher Gaben mitgebracht. Martin hatte sie aber gebeten, den weiten Weg nicht zum zweitenmal zu machen. Ueber Martins Tat hatten sie nicht geredet und keine Fragen gestellt. Weinend hatte die alte Frau ihn angefleht, ihr als der Mutter

Lis' nicht zu zürnen, und Vater Stefan hatte grimmig dazu gelacht.



Das Strassburger Münster.

Sorella aber und Hate waren noch nicht dagewesen. Sie schrieben, daß sie warten wollten, bis Martin sie rief. In zartestem Mitgefühl wollten sie ihn sich erholen lassen von allen den Eindrücken, die ihn gejagt und gedemütigt hatten. Es sollte in ihm ruhig werden, damit er vom Boden eines neuen Lebensabschnittes aus ihnen begegnen könne. Es dauerte lange, bis Sorella zu Hate sagen konnte: Er bittet mich, zu kommen. Sie reisten sogleich.

(Schluß folgt.)

Wohin gehört Elsaß-Lothringen?

Es steht einem Neutralen nicht an, diese Frage beantworten zu wollen. Einmal fehlt ihm dazu die nötige Kompetenz, da in dieser Angelegenheit das Fühlen der Betroffenen berechtigt mitpricht, ja in gewisser Hinsicht ausschlaggebend ist. Man könnte den Streithandel um Elsaß-Lothringen vergleichen mit dem Streit zweier Rivalen um das geliebte Mädchen. Ein Dritter kann da unmöglich urteilen, wer recht hat; maßgebend erscheint auch nicht der Umstand, daß der eine von den Streitenden seine Bekanntschaft und Liebe weiter zurückdatieren kann als der andere; nein, wenn der Vergleich stimmt, kann nicht einmal die Partei mit den

„bessern Gründen“ behaupten: mir gehört Elsaß-Lothringen zu, sondern hat einzig und allein die umworbene Braut, haben die beiden Provinzen das Recht, über ihre Zugehörigkeit zu entscheiden. „Wenn der Vergleich stimmt.“ Leider — wir sagen „leider“ als Demokraten, die wir am Staatsprinzip festhalten, daß jedes Volk über seine Staatsform selbst entscheiden soll — leider sind die Kriegführenden noch nicht auf diesem Standpunkte angelangt, weder die Entente-Staaten, noch die Zentralmächte. Was uns Fernerstehenden als das einzig Vernünftige erscheint, dazu werden die kriegführenden Parteien, weil in ihrer ganzen Denkweise von